



Aus Freude am Lesen

Anna hat alles im Griff. Sie dient einer »Herrin«, der Bulimie, denn es gibt nichts Wichtigeres für sie, als einen vollkommenen Körper zu besitzen und unangreifbar zu sein. Annas Eltern trennen sich, als ihre Mutter Katariina herausfindet, dass ihr Mann sie betrügt. Sie, die Estin, verleugnet ihre Herkunft, weil sie weiß, welch schlechtes Ansehen Estinnen in Finnland haben – sie gelten als russische Huren, die es geschafft haben, durch Heirat nach Finnland zu entkommen. Aus Angst, dass ihrer Tochter die gleiche Verachtung zuteil wird wie ihr, darf diese die Sprache nicht lernen und keinem sagen, woher die Mutter stammt. Während Anna lernen muss, dass sie wirklich krank ist, erfährt der Leser die Hintergründe der Familiengeschichte, Ursache für Annas Leiden, die bis in die Zeit der Besetzung Estlands nach dem Zweiten Weltkrieg zurückreicht.

SOFI OKSANEN, geboren 1977, Tochter einer estnischen Mutter und eines finnischen Vaters, studierte Dramaturgie an der Theaterakademie von Helsinki. Mit ihrem dritten Roman »Fegefeuer« gelang ihr der literarische Durchbruch: Der Roman stand monatelang auf Platz eins der finnischen Bestsellerliste, wurde in 38 Länder verkauft und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. dem Finladia-Preis, dem Nordischen Literaturpreis und dem Europäischen Buchpreis.

SOFI OKSANEN BEI BTB
Fegefeuer. Roman (74212)

Sofi Oksanen

Stalins Kühe

Roman

*Aus dem Finnischen
von Angela Plöger*

btb

Die finnische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Stalinin Lehmät« bei WSOY, Helsinki.

Ein Glossar mit den wichtigsten Personen und Begriffen be-
findet sich am Ende des Buches.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2003 by Sofi Oksanen
All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Kiepenheuer
& Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: plainpicture / Emma McIntyre

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74364-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

ERSTER TEIL

MEIN ERSTES

MAL war anders. Ich hatte geglaubt, es würde schrecklich, schwierig, schmutzig und schleimig sein. Ich hatte geglaubt, es würde Blut kommen und der Magen würde mir fürchterlich wehtun. Ich hatte geglaubt, ich würde niemals so weit kommen, ich würde es nicht können, nicht wollen, aber als die Geräusche meiner knisternden Bauchdecke an mein Ohr drangen, traf mein Körper für mich die Entscheidung. Es gab keine Alternative.

Es war himmlisch.

Die Flamme des Feuerzeugs beleuchtete meine ruhigen, glänzenden Augen. Meine erste Zigarette nach meinem ersten Mal. Auch sie war himmlisch. Alles war himmlisch.

Das Einzige, was man mir ansah, waren Zufriedenheit und Triumph. Meine Stimme klang vielleicht etwas sandig oder gebrochen, aber: na und?

Und ich wusste, es würde ein zweites Mal geben. Ein drittes. Ein hundertstes. Natürlich geht es nicht allen so. Bei manchen bleibt das erste Mal auch das letzte, aber nicht bei denen, die darin und dafür gut sind.

Ich war sofort gut darin.

Aus Unerfahrenheit erbrach ich mich allerdings beim ersten Mal ins Waschbecken. Auch beim zweiten Mal noch. Vielleicht hatte die Kloschüssel etwas zu Ordinäres, Demütigendes. Vor dem Waschbecken braucht man zwar nicht zu knien, aber man muss ständig aufpassen, dass der Abfluss nicht verstopft. Wie schafft man das zum Beispiel auf dem

Dorf? Wenn das Erbrochene im Waschbecken steht, man den Abfluss überhaupt nicht freibekommt und nichts da ist, womit man die Pampe herausschöpfen könnte? Zwar gibt es in Badezimmern meistens Zahnputzbecher, aber es ist ziemlich schwierig, sie wieder sauber zu kriegen, ohne dass Spuren bleiben, denn den Geschmack von Seife oder Reinigungsemulsion bemerkt der Benutzer des Bechers, und der Geruch nach Erbrochenem geht trotzdem nicht weg.

Eine Dusche ist natürlich gut, sie dämpft das Geräusch, und das Sieb über dem Abfluss bekommt man meistens heraus. Aber man kann nicht ständig in die Dusche gehen. Auf die Toilette dagegen schon. Es ist ganz normal, sich die Nase zu pudern. Und alle verstehen, dass es bei Frauen auf der Toilette immer etwas länger dauert; normalerweise muss man sich also nicht übermäßig beeilen, sondern hat genug Zeit, alles herauszuwürgen und sich gründlich zu säubern.

Ich bin vierzehn Jahre lang gut darin gewesen, und niemand hat es bemerkt, wenn ich es nicht selbst erzählt habe. Dennoch will niemand kapieren, was ich erzählt habe. Und wer es kapiert, steht der Sache hilflos gegenüber. So mächtig ist mein Herr und Schöpfer, und so genehm bin ich meinem Herrn, in dessen starker Umarmung mein Frauenfleisch erblüht, wenn ich meinem Herrn nur gehorche und ihn respektiere. Dann gibt mein Herr mir das, was ich will, einen vollkommenen Frauenkörper, der vollkommen ist für mich, vollkommen für meinen Herrn und vollkommen für die Welt. Und ein vollkommener Frauenkörper macht aus mir eine vollkommene Frau. Eine gute Frau. Eine begehrte Frau. Eine kluge und beneidenswerte Frau. Eine, der man nachschaut. Eine, die man bewundert. Beauty hurts, baby.

1971

Katariina kommt zum ersten Treffen über eine halbe Stunde zu spät, aber sie wird trotzdem erwartet. Ein finnischer Mann erwartet sie. Der bei der Tanzveranstaltung letzte Woche ihre ablehnenden Antworten nicht akzeptiert hat, sondern sie so oft aufforderte, bis Katariina nicht mehr anders konnte, als einzuwilligen. Der Mann fragte auf Finnisch nur, warum nicht, und Katariina war sich nicht sicher, wie der Mann ihre Antwort verstehen würde, dass sie jetzt wirklich keine Lust habe zu tanzen, sie sei müde und nur mitgegangen, um ihrer Freundin Gesellschaft zu leisten, denn die hatte das so sehr gewollt und steif und fest behauptet, Katariina könne Spaß haben im Rae, ja, wirklich, jetzt kommst du mit! Dort hatte sich dann herausgestellt, dass das Rae kein Café war, wie sie angenommen hatten, sondern ein Restaurant, und anständige Mädchen gingen nicht ohne männliche Begleitung ins Restaurant. Nachdem der Oberkellner den Irrtum der Mädchen bedauert hatte, vertrieb er sie jedoch nicht, sondern führte sie an einen geeigneten, unauffälligen Platz und kam später ab und zu nachsehen, ob alles in Ordnung war. Umso mehr Grund hatte Katariina, den Tänzer abzuweisen. Sie wollte wirklich nicht tanzen.

Aber der Finne hatte Katariina nochmals aufgefordert, sagte nach dem ersten Tanz Danke, führte Katariina an ihren Tisch, dann zurück auf die Tanzfläche, wollte immer noch einen und noch einen Tanz, und Katariina bekam am Ende des Stücks noch mehr Dankeschöns auf Finnisch. *Kii-tos*, danke, war das erste finnische Wort, das Katariina lernte.

In Eile und leicht verschwitzt setzt sich Katariina an den Tisch des wartenden Finnen und sagt, sie möchte einen Kaffee mit Kognak. Der Finne ist überhaupt nicht verärgert wegen Katariinas Verspätung, aber ist er verärgert, weil Katariina nur einen Augenblick Zeit hat. Als Katariina in ihrer Handtasche kramt und überlegt, wie sie es ihm höflich und freundlich sagen soll, fallen ihr zwei wegen ihrer Öligkeit in Zeitungspapier gewickelte Wasserhähne und eine Türklinke aus der Handtasche, und die beschleunigen ihre Erklärung, nach der die Miene des Finnen verlangt: warum aus der Handtasche einer jungen Frau im Minirock Baumaterialien fallen, die der Dame während des Rendezvous Hände und Kleider beschmutzen.

Katariina erzählt, sie sei unterwegs, um gegen diese Hähne und die Klinke Teile für ein Rohrsystem einzutauschen, die auf Katariinas Baustelle benötigt werden.

Auf Katariinas Baustelle? Ja, Katariina ist Bauleiterin. Hatte sie das nicht erzählt, als der Finne gesagt hatte, er arbeite auf der Baustelle des Hotels Viru? Katariina liest von der Miene des Finnen ab, dass er ihr ohne die Hähne und Türklinken nicht glauben würde. Katariina findet das ärgerlich, sie wirft den Kopf zurück und erklärt, sie müsse jetzt los, um den Tauschhandel abzuwickeln. Und zwar in das Restaurant, das gegenüber auf der anderen Straßenseite liegt. Der Ingenieur aus der anderen Firma erwartet Katariina dort mit einem Einkaufsnetz voller Flansche. Im Übrigen habe sie dieses Lokal für das Treffen mit dem Finnen nur deshalb gewählt, weil es so passend am Weg liegt. Möglicherweise könne eine Frau in Finnland nicht als Bauleiterin arbeiten, aber in Katariinas Land gehe das.

Aber dafür gibt es hier keine Kaffeepausen, lacht der Finne. Kaffeepausen?

Der Finne verspricht, von den Kaffeepausen zu erzählen, wenn Katariina sich wieder hinsetzt und ihren Kognak trinkt.

Katariina setzt sich auf den Stuhlrand.

Die Kaffeepause ist eine vorgeschriebene Viertelstunde für das Kaffeetrinken.

Das findet Katariina seltsam. Warum muss es eine vorgeschriebene Viertelstunde für das Kaffeetrinken geben? Und warum wird samstags gearbeitet? Von der Baustelle des Hotels Viru hat Katariina schon gehört, mit dem ersten großen Kooperationsprojekt von Estland und Finnland hat sich der Ruf der finnischen Arbeiter in der ganzen Stadt verbreitet. Es hat kein schlechtes Wort über die finnischen Arbeitskräfte gegeben, mit den Männern aus dem eigenen Land dagegen würde man das Hotel wohl niemals fertig bekommen. Angeblich tun die Finnen sofort das, was nötig ist, sie tun es gut und sorgfältig, es verschwindet kein Material, das Gebaute fällt am nächsten Tag nicht in sich zusammen, es ist, als hätten sie sieben Arme und sieben Beine, und an den Blaumännern gibt es Taschen und Schlaufen für Werkzeug, sodass der Arbeiter nicht jedes Mal etwas holen muss. Die Finnen sind etwas ganz anderes als die langsamen und auch alltags schnapsnasigen Arbeiter ihres eigenen Landes mit ihren plumpen Wattejacken, in denen man sich nur langsam bewegen kann.

Katariina geht nicht in das Restaurant, in dem sie den Tauschhandel abwickeln sollte, sie kann die Flasche auch morgen noch gegen die Wasserhähne eintauschen oder eine Erklärung dafür finden, warum Teile fehlen.

Die Arbeitslosigkeit in Finnland ist gar nicht so hoch wie behauptet, obwohl das so ein schlimmes kapitalistisches Land, ein *Kapland*, ist. Außerdem treibt der Finne Sport, Schwimmen und Skilaufen. Von den Feinden der guten *Sozländer*, den *Kapländern*, hätte man gar nicht geglaubt, dass die Jugendlichen dort Spaß haben, sich frei sportlich betätigen können und keine Zwangsarbeit leisten müssen. Dass sie Grund haben, zu lachen und zu lächeln.

Katariina ihrerseits muss dem Finnen versichern, dass der Schulunterricht nicht in russischer Sprache abgehalten wurde. Ja, ja, hier gibt es Unterricht auf Estnisch, tatsächlich! Und ja, es besteht Arbeitszwang, man kann nicht arbeitslos sein, es gibt gar keine Arbeitslosen. Katariina kramt aus der Handtasche ihr Arbeitsbuch hervor und zeigt es dem Finnen: So eines hat jeder, man bekommt es schon in der Schule während des ersten Praktikums, dann wird dort vermerkt, wo man arbeitet, und wenn man in die Schule zurückkehrt, wird dort vermerkt, dass man zur Schule geht. Wenn man von der Schule ins Arbeitsleben wechselt, werden im Arbeitsbuch der Name der Firma, die Berufsbezeichnung und das Datum des Arbeitsbeginns eingetragen. Wenn man die Stelle verlässt, wird auch das ins Arbeitsbuch eingetragen. In den Angaben darf es keine Lücken geben.

Von Arbeitslosengeld wiederum hat Katariina noch nie etwas gehört. Nein, so etwas gibt es nicht, nein, also wirklich nicht, da es ja auch keine Arbeitslosen gibt. Was der Finne daran unbegreiflich finde? Unbegreiflich sei, dass man im Urlaub nach Finnland fährt und dass der Lohn am Zahltag auf ein Bankkonto geht und einem nicht in Scheinen auf die Hand geblättert wird so wie hier.

Der Finne wird allmählich interessant, und Katariina möchte ihn vielleicht wiedersehen.

Sie beäugt den Mann. Er ist etwa gleichaltrig, korrekt gekleidet, riecht sauber und auch sonst gut. Ja, Katariina möchte ihn wiedersehen.

Also, sonst arbeitet man ständig, nur nicht in den »Kaffeepausen«?

Und warum wird samstags nicht gearbeitet?

**ICH
GEHE**

NUR zur Toilette.

Und mein Hüftumfang beträgt dreiundneunzig Zentimeter.

Das rosa Maßband wiegt nur ein paar Gramm. Es passt in jede Tasche, in die Handtasche, ins Portemonnaie, man kann damit auch die Haare zusammenbinden, man kann es sich wie ein Armband um das Handgelenk oder als Ring um den Finger wickeln, man kann es herumwirbeln lassen, und es hat eine beruhigende Wirkung, wie übrigens auch Rosenkränze.

Ich geh mir nur die Nase pudern.

Mein Hüftumfang beträgt zweiundneunzig Zentimeter.

Verzeihung, wo ist hier die Damentoilette?

Zweiundneunzig Zentimeter.

Raucht ihr ruhig eure Zigarette, ich geh inzwischen auf die Toilette.

Immer noch zweiundneunzig Zentimeter.

Liebling, vor der Toilette war eine fürchterliche Schlange, es hat unheimlich lange gedauert.

Einundneunzig Zentimeter.

Ich mag jetzt nicht, Mutter ... Ach, du gehst aus? Bist du den ganzen Abend weg? Und Papa kommt auch nicht nach Hause?

Dreiundneunzig Zentimeter.

Natürlich esse ich den Teller leer, Mutter.

Dreiundneunzig Zentimeter ... bilde dir doch nichts ein; wenn ich lange genug in dem Essen herumgestochert habe, geht Mutter, und ich kratze sofort alles vom Teller in den Mülleimer oder in eine Plastiktüte.

Ja, genau, wir feiern Kindergeburtstag, ich muss für ein paar Dutzend Gören Kekse kaufen.

Einundneunzig Zentimeter. Tausendmal wiederhole ich: Danke.

Nein danke, nicht jetzt, ich hab schon gegessen.

Ich könnte später essen.

Neunzig Zentimeter?

Ich verspreche ich verspreche ich verspreche, es zu essen, Liebling.

Zweiundneunzig Zentimeter.

Ich hab heute schon mehrmals gegessen.

Ich hab wirklich schon mehrmals gegessen.

Ich hab schon gegessen.

Ich hab schon in der Schule gegessen.

Ich hab schon bei Oma gegessen.

Ich hab schon zu Hause gegessen.

Ich hab schon bei Irene gegessen.

Ich hab schon in der Schule und bei Irene und zu Hause gegessen.

Ich hab wirklich schon gegessen. Und echt genug! Natürlich!

... ja, bestimmt. Das mag glauben, wer will.

1971

Das zweite finnische Wort, das Katariina lernt, ist Mittwoch, weil sie das erste Treffen für Mittwoch verabredeten und die Festlegung des Tages einige Zeit erforderte. Mithilfe des Taschenkalenders stellten sie sicher, dass sie auch wirklich denselben Tag meinten. *Kolmapäev*, der dritte Tag, ist also Mittwoch, der Tag in der Mitte der Woche.

Bald kauft Katariina ein finnisch-estnisches Konversationslexikon, und der Finne liest ihr bei seinem ersten Besuch laut daraus vor. Das finnische S ist komisch, so breit und schlapp. Und das Wort *älä* ist unmöglich, weil es auf Estnisch *ära* heißt und *älä* sich wie die Sprache eines Kindes anhört, das einen Sprachfehler hat und noch kein R sprechen kann.

Zu den ersten Wörtern, die nicht im Wörterbuch stehen, gehört »Käsestrumpf«. Im Estnischen gibt es kein eigenes Wort für die Strümpfe von Männern, die den ganzen Tag auf den Beinen waren. Warum kann Katariina sich nicht daran erinnern, dass die Füße eines Landsmannes besonders stark rochen oder dass jemand sich Sorgen machte, weil er die Strümpfe nicht gewechselt hatte? Hugo, ihr früherer Freund, hätte das doch irgendwie kommentieren müssen. Hugo besaß nicht sehr viele Paar Strümpfe. Und er hat sie bestimmt nicht jeden Tag gewechselt. Kann es sein, dass die Füße eines estnischen Mannes weniger schwitzen als die eines Finnen oder dass sein Schweiß weniger stark riecht?

IN DEN

BÜCHERN wird behauptet, dass meine Ohrspeicheldrüsen so stark anschwellen werden, dass ich aussehe wie ein Hamster.

Aber A. Hukka nennt mich Katze. Kleine Katze.

In den Büchern heißt es, ich würde mich nach dem Erbrechen unattraktiv und deprimiert fühlen.

Ich aber fühle mich wunderbar beflügelt und vollkommen.

In den Büchern heißt es, der Schmelz meiner Zähne würde zerstört.

Sie aber strahlen makellos in meinem Mund, schmerzen vielleicht, das Zahnfleisch hat sich vielleicht ein wenig zurückgezogen, aber sonst gibt es nichts daran auszusetzen.

Sie sagen, wegen ihrer schadhafte Schneidezähne vermeiden Bulimiker es zu lächeln.

Quatsch.

Dass ich nicht lache.

Vierzehn Jahre, und ich bin immer noch hier.

Was sagt ihr Kurpfuscher dazu, die ihr angeblich so gut Bescheid wisst?

Was sagen Sie dazu, werte Frau Doktor Joan Gomez, Sie behaupten ja, eine Bulimikerin könne kein Make-up tragen, weil das zu schrecklich aussehen würde. Was sagen Sie, Frau Doktor Gomez, wenn Sie sich mein Gesicht ansehen?

Und meine Haare, Joan Gomez, was sagen Sie zu meinen Haaren? Ich sollte doch ein kahlköpfiges KZ-Mädchen mit undefinierbaren Ausscheidungen und stinkendem Atem

sein, zwischen dessen todesgekrümmten Hüftknochen kein Leben mehr entspringt, und auch das Herz pumpt kein Blut, sondern Kalorien. Wie direkt aus Workuta! Ich müsste ein Bild abgeben, wie die Künstler es vor ihrem Tod von sich selbst malen, verschwommene Gesichtszüge, tief in den Höhlen liegende Augen, Schädelknochen, die durch die Kopfhaut schimmern. Mein Mund müsste dieselben Worte sprechen, die die Schriftsteller in ihren letzten Tagen schreiben, meine Hand müsste eine ebenso verschwommene und schließlich auf ein so winziges Format zusammengeschnurrte Schrift produzieren, dass sie fast nur noch eine gerade Linie bildet, wie eine Herzkurve nach dem Herzstillstand. War es nicht so, Peggy Claude-Pierre, war es nicht so, dass eine kaum zu entziffernde Winzigkeit typisch für die Handschrift von Anorektikern ist? Was? So sollte es also sein?

Na, dann sagen Sie mir doch mal, warum ich so strahlend und rosig aussehe? Warum mein Bauch flach und nicht geschwollen ist, warum er still ist und keine solchen unerfreulichen und peinlichen Geräusche erzeugt, vor denen Sie warnen? Warum werde ich immer zum Tanzen aufgefordert, warum können meine Liebhaber einfach nicht die Finger von mir lassen – stinken meine Küsse denn nicht so nach Erbrochenem, dass es sie in die Flucht schlägt? Wie ist es möglich, dass ich bei den Aufnahmeprüfungen die besten Noten bekomme, obwohl ich während der schriftlichen Prüfung zwischendurch auf die Damentoilette gehe und mich um mich selbst kümmere, indem ich den mitgebrachten Kopenhagener wieder erbreche? Was ist ein kleiner Schwindel, ein trockener Mund im Vergleich zu all dem? Warum sollte ich also auf meinen wunderbaren Geliebten, meinen Schöpfer und Herrn verzichten?

1972

Katariina kann 1680 finnische Wörter.

Der Finne lobt Katariinas Finnischkenntnisse.

AUF OMAS

KOPF kraust eine flechtenartige, schlechte Dauerwelle, die schwammig gewordene Wange ist dem in die weiße Kälte zeigenden Dreifachfenster zugewandt, und es ist, als ließe das Fenster Omas Wange frieren. Sie wirkt weit schafporlinghafter als die dem Zimmer zugewandte Wange. Meine weißen Mädchenwangen müssten schon von derselben grauen Rasse sein, da mein Herr vorzeitiges Altern verursacht, wie hieß das doch gleich? Ach ja, Hypogonadismus. Deshalb müssten Oma und ich gleich aussehen, denn verwandt sind wir nicht miteinander. Diese Oma mag mich einfach so, sie wohnt immer noch in demselben mehrstöckigen Haus wie wir früher und ist mir seit jener Zeit bekannt. Die Oma, die mit mir verwandt ist, kann kein Verhältnis zu einer Person aufbauen, die von einer Ausländerin abstammt, wie auch sonst niemand aus der typisch finnischen Familie. Meine kleine, tapfere baltische Mutter war tatsächlich die erste Ausländerin, der die Mutter meines Vaters begegnete. Allerdings hatte sie Kontakt zu Kareliern gehabt, als die nach Finnland kamen, und deshalb begann bei ihr jeder zweite Satz damit, wie die Karelier dies und wie die Karelier jenes machten. Wenn Mutter sich einen Kaffee nahm, sagte Oma, auch die Karelier hätten Kaffee getrunken. Wenn Mutter Essen kochte, sagte Oma, auch das Essen der Karelier habe eigentümlich geschmeckt. Wenn Mutter sich schneuzte, sagte Oma, das hätten auch die Karelier getan. Es dauerte allerdings mehrere Jahre, ehe Mutter begriff, warum im Zusammenhang mit ihrem Tun und Lassen immer von diesen Kareliern die Rede war.

Vielleicht waren die Reden der mit mir verwandten Oma eigentlich ein ungeschickter Annäherungsversuch, vielleicht war sie richtig froh, einen Gesprächsstoff gefunden zu haben, von dem sie meinte, es sei ein gemeinsamer. Vielleicht war sie sich nicht sicher, ob Mutter überhaupt ordentlich Finnisch verstand, da die Oma selbst nicht mal einen anderen Dialekt beherrschte. Vielleicht war es so, aber die Karelrier konnte Oma nicht leiden. Wären sie bloß dort geblieben, von wo sie gekommen waren, diese Russkis. Mutter glaubte nicht an die linksch beteuerte Gutwilligkeit von Omas Absichten und kochte niemals Essen, das typisch finnisch gerochen hätte. Jedenfalls nicht für ihre eigene Schwiegermutter. Nichts Estnisches, aber auch nichts typisch Finnisches, damit die Schwiegermutter ihren Sohn nicht dafür bedauern konnte, dass seine aus dem Ausland geholte Ehefrau eine so jämmerliche Köchin war.

Die Oma, die mich mag, reicht mir einen Apfel, hier hast du, und will etwas aus ihrer Handtasche nehmen. Ich weiß schon, was. Ihre Geldbörse. Das sollte sie nicht tun, warum tut sie das, ich will diesen Apfel nicht mehr, was soll ich damit. Wenn ich Geld in Aussicht habe, was könnte ich davon nicht alles kaufen, so manches, was ich den ganzen Abend und die Nacht hindurch erbrechen könnte, da ich im Moment keinen Pfennig dafür übrig habe. Liebe Oma, leg die Tasche weg, sei so lieb. Aber die Oma ist nicht so lieb, wie man zu mir lieb sein kann, sondern knipst mit einer Hand ihr Portemonnaie auf und hält mir mit der anderen den Apfel hin, den ich nicht nehme, und Oma hebt verwundert den Kopf; warum ich ihn nicht nehme, er ist ein schöner, blanker Apfel, und ich mag doch Äpfel, das weiß Oma, aber Oma weiß nicht, dass ich Äpfel nur deshalb mag, weil ich sie an einem Tag für sichere Lebensmittel ohne Gefahr essen kann. Dann fragt Oma, was denn los sei, und ich muss den Apfel ganz ganz schnell nehmen, aber nicht

zu schnell, nicht verdächtig schnell, sondern so schnell, dass es für Oma aussieht, als wäre ich nur in Gedanken gewesen, als hätte ich den Apfel nur übersehen und als ginge es nicht um irgendein Problem. Dass ich nicht unschlüssig war, nicht nervös wegen irgendetwas, dass ich keine beängstigende Wahl getroffen habe, obwohl genau das der Fall war, in der kleinen Sekunde, als ich auf die Hand wartete, die das Portemonnaie aus der Handtasche nahm. Hätte die Oma mir den Apfel früher gegeben und nicht in Verbindung mit dem Kramen nach der Geldbörse, hätte ich zum Beispiel sagen können, oh je, ich habe meine Verabredung vergessen, jetzt muss ich aber los, noch bevor Oma überhaupt dazu gekommen wäre, ihre Tasche zu suchen, und ich wäre nicht in diese Situation geraten und vor eine Entscheidung gestellt worden, sondern den ganzen Abend, also lange genug, vollkommen entspannt gewesen, um prophezeien zu können, dass die Nacht ruhig sein würde. Aber Oma versteht so einfache Dinge nicht, und auch nicht, dass man mich nicht in Versuchung führen darf, indem man mir Geld gibt, wenn ich keins habe und weiß, wofür ich es ausgeben werde. Ich hätte schon weglaufen, mir irgendetwas ausdenken und fortgehen müssen, aber ich bleibe sitzen und starre auf Omas Hand, die einen glatten Geldschein hervorzieht und ihn mir in die Hand steckt, die ihn in meine Tasche schiebt. In der Tasche spüre ich bis auf die Knochen einen heißen Bereich. Das Papier eines Geldscheins ... ganz glatt. Ich möchte den Apfel wegwerfen, aber das kann ich nicht vor den Augen der Oma tun. Ich muss ihn in den Händen hin und her drehen, bis er Druckstellen bekommt. Und Oma möchte auch noch plaudern. Ich nicke, so als hörte ich zu. In meinen Beinen kribbelt es. Ich muss endlich los. Es ist schon wer weiß wie spät. Gleich schließen die Geschäfte. Dann ist nur noch der Kiosk offen, und dort ist alles teurer. Was für einen Nutzen hätte ein großer Geldschein, wenn ich dafür nicht genug Esswaren kaufen kann. Das wäre unerträglich. Ich lasse die

Beine baumeln, vor und zurück. Ich drücke den Apfel in der Hand. Ich weiß nicht, wohin damit. Er passt nicht in die Tasche, dort ist schon der Geldschein. Ich kann kein einziges Mal abbeißen. Ich habe schon beschlossen, was ich heute Abend tun werde. Deshalb kann ich keinen Apfel essen. Als ich den Geldschein bekam, landete der Apfel auf der Liste der verbotenen Lebensmittel. Er wurde überflüssig. Ich kann ihn heute nicht gebrauchen. Warum soll er mich also in meiner Hand ständig daran erinnern, dass ich nicht hätte bleiben sollen, als die Hand der Oma die Geldbörse suchte? Oma bildet sich ein, mir zu helfen, da mein Konto ja nun leer ist. Dass ich jetzt alles Notwendige, Kaffee und Zigaretten, Seife und Shampoo, solche Grundnahrungsmittel wie Brot und Butter kaufen kann, die bei anderen tagelang halten, bei mir aber nur eine Stunde.

Ich schenke der Oma ein Lächeln, nicke, als säße ich in einer schwingenden Schaukel, um loszukommen, um gehen zu können. Hinaus aus der Tür dort, langsam, gleichsam unbekümmert, entspannt, hinter der Ecke kann ich schon laufen, ich kann noch wer weiß was tun. Aber die Oma spricht immer weiter und wechselt nur langsam die Stellung der Füße. Der Fußboden quietscht. Ich spiele die Ruhige und Interessierte. Trinke noch eine Tasse Kaffee. Wie schaffe ich es nur, mich zu beherrschen? Ich stelle fest, dass ein unterdrücktes Schlucken ein wirksames Mittel ist, sich auf etwas anderes als die Uhr und den Aufbruch und den die Tasche erhitzenen Geldschein und dessen beruhigende Glätte zu konzentrieren. Endlich knarrt Omas Stuhl auf eine Weise, dass ich weiß, gleich wird sie aufstehen.

Ich habe eine halbe Stunde Zeit.

Ich bemühe mich, auf dem Weg zum Supermarkt nicht zu rennen. Die Absätze allerdings machen Zeitlupenbewegungen wie in Stummfilmen, kreischen manchmal auf, wenn sie über die Pflastersteine von Helsinki schrappen.

Das gleiche Geräusch erzeugten Mutters Absätze auf dem Kopfsteinpflaster der Altstadt, nicht in der typisch finnischen Kleinstadt meiner Kindheit, wo es außerhalb des Zentrums keine gepflasterten Wege gab ... Wir hatten es eilig, in Tallinn hatten wir es immer eilig, denn die Zeit war begrenzt, und das Erledigen auch der kleinsten Sache erforderte Ewigkeiten, deren Dauer man unmöglich voraussehen konnte, und deshalb mussten wir uns fast im Laufschrift bewegen, aber nicht zu auffällig, wir mussten ebenso rennen wie ich jetzt und die Umgebung im Auge behalten, um zu sehen, ob uns jemand folgte. Sah der Mann dort nicht genauso aus wie derjenige, der in der Kaufhausschlange hinter uns stand? Oder hat der Mann vielleicht nur einen ebensolchen Mantel?, fragte Mutter, und ich war mir der Sache nicht sicher. Das ständige Beobachten war entnervend und aufregend. Mutter fürchtete sich. Ich konnte das noch nicht.

Das war dort normal. Das ist hier normal. Mein normaler Tag. Ebenso wie damals in Tallinn achte ich jetzt darauf, dass mir keine Bekannten entgegenkommen, die meine Einkaufstour behindern könnten, dass im Laden niemand zu sehen ist, mit dem ich sichere Lebensmittel einkaufen würde und der wüsste, dass sich in meinen Einkaufswagen niemals solche Waren verirren würden. Oder jemand, der erst vor zwei Tagen gesehen hatte, wie ich für meinen Einpersonenhaushalt schon wieder mit krummem Rücken Eier in Familienpackungen und Eispakete schleppte. Gott sei Dank gehört zu meinen Orgienspeisen heute auch anderes als Süßes, und das fällt weniger auf als ein Korb voller Kekse, Schokolade und Puddings. Beinahe wäre ich gestolpert, aber ich mache nur ein paar Hüpfschritte auf einem Bein, ebenso wie Mutter dort irgendwann damals ... Gegen Ende des Jahrzehnts, der Siebzigerjahre, hörte sie auch in Tallinn auf, mit hohen Absätzen durch die Stadt zu gehen. Eine finnische Frau war als Ausländerin und Finnin in Schuhen mit flachen Absätzen glaubhafter. Zu Turnschuhen ging

Mutter jedoch nicht über, vielleicht dachte sie, sie könnte alten Bekannten aus ihrer Studienzeit begegnen. Die Radieschencreme der Gesellschaft schenkte den Finnen aus dem Norden keine Beachtung. Die Radieschencreme, die äußerlich die allerrötesten der roten Parteimitglieder waren! Und innerlich die weißesten Patrioten. Die hatte Mutter verraten, indem sie einen Finnen heiratete. Das war wahrhaftig zu verurteilen, auch wenn Mutter zu den wenigen ihres Studienjahrs gehörte, die sich weigerten, in die Partei einzutreten, und die nicht mitsangen: *Es lebe, vom Willen der Völker gegründet, die ein'ge und mächtige Sowjetunion!* Der Verachtung, die Mutter seitens der Radieschencreme zu spüren bekam, wollte sie jedoch durch ein so finnisches Attribut wie Turnschuhe nicht noch mehr Nahrung geben. Trugen doch die Finnen auf den Tallinn-Schiffen immer Turnschuhe, die weiß vor Neuheit, aber angeblich ihre eigenen und für den eigenen Gebrauch bestimmt waren – davon mussten die Zöllner überzeugt werden. Mit Turnschuhen an den Füßen warteten die Finnen in der Nähe ihres Hotels oder an der Eingangstür des Hotels Viru darauf, dass irgendein Schwarzhändler kam und nach dem Preis der Schuhe fragte, und dann gingen sie die erhaltenen Rubel versaufen.

Der Wachmann des Selbstbedienungsladens steht schon draußen neben der Tür und raucht, so als wollte er schließen. Ich weiß, dass noch Zeit ist, aber ich spüre den Schrecken bis in die Herzgrube. Was, wenn ich es nicht geschafft hätte? Ich schlüpfte hinein. Meine Atemlosigkeit höre ich im Kopf als ein Rauschen, aber jetzt ist ja alles gut, ich bin schon drin. Niemand wird mich hinauswerfen, bevor ich meine Einkäufe getätigt habe. Ich nehme einen Wagen. Als ich an der Obsttheke vorbeigehe, verlangsamt sich mein Schritt, aber ich bleibe nicht davor stehen wie an den Tagen sicherer Lebensmittel, sondern gehe direkt zu dem dampfenden Brot. Das ist das Wichtigste. Frisches Brot, gerade

gebacken, dessen Dampf in der Plastiktüte kondensiert. Die berauschend warmen Flanken des Brotes. Darauf gehört ordentlich dick Butter, die zu flüssigem Gold schmilzt. Kurz vor Ladenschluss gibt es kein dampfendes Brot, aber aus meinem Kopf lasse ich den schwindelerregenden Brotdampf nicht verdunsten, noch gibt es im Regal den ein oder anderen Laib, dessen Frische meinen Finger ganz aufsaugt, als ich ihn leicht hineindrücke. Und ich kann das Brot ja zu Hause kurz in den Ofen schieben, um in den Genuss des Dampfes und des Schmelzens der Butter zu kommen.

Bis zur letzten Minute wandere ich weiter an den Regalen entlang. Im Lebensmittelgeschäft verbringe ich immer viel Zeit. Ich prüfe neue Produkte. Genieße das. Studiere die Angaben zu den Inhaltsstoffen. Nur will mein Geld nicht für alles reichen. Die neue Hermesetas-Süßstoff-Dose muss ich unter der Tasche im Einkaufswagen vergessen. Dahin schiebe ich auch noch die sonnengetrockneten Tomaten, oder eigentlich kullert die Dose von selbst dorthin. Himmel, wie bin ich doch gut darin! Egal, welcher Aufpasser da steht. Der prüfende Blick. Und die Kasse ist der Zoll. Mit dem Unterschied, dass die Kassiererin des Selbstbedienungsladens lächelt und entgegen der sowjetischen Etikette grüßt.

Die Liste der verbotenen Waren auf dem Zollformular blieb jahrein, jahraus unverändert. Nein, keine Waffen oder Geschosse, keine Antiquitäten, keine Drogen und keine Gerätschaften zu deren Anwendung, keine sowjetischen Lose. Jeden Punkt müssen wir einzeln durchgehen und bei jedem »keine« hinschreiben. Außerdem *ist mir bekannt, dass außer den in der Zolldeklaration erwähnten Gegenständen zu verzollende Waren sind: Druckerzeugnisse, Manuskripte, Filme, Schallplatten und Tonbänder, Briefmarken, Erzeugnisse der darstellenden Kunst und dgl., ebenso Pflanzen, Früchte, Samen, lebende Tiere und Vögel sowie rohe Fleischprodukte und Wild.* Und wir führen auf der Reise keine Waren zu einem anderen als dem eigenen

Bedarf mit. In eigenen Zeilen sind Edelmetalle und Edelsteine anzugeben. Mutter trug jedes Jahr denselben Trauring und dieselben Ohrringe ein, jedes Mal zeigte sie sie dem Zöllner ... hier ist mein Trauring ... Hier sind meine Ohrringe ... Hier ist meine Barschaft ... Vor dem nächsten Zollmann öffnen wir die Kaffeepackungen und die Zahnpastatuben, ein Mann ist dumm genug zu versuchen, Bibeln einzuschmuggeln ... Jedes Mal wird bei der Durchleuchtung meiner Tasche meine Reiselektüre in Form von grauen Streifen sichtbar. Manchmal wird geprüft, was für Bücher das sind, manchmal nicht. Aber der Bibelmann ist so blöd, dass er sich einbildet, er könne den Zoll übertölpeln, indem er die Bibeln in Folie packt, dabei ist die bei der Durchleuchtung noch besser zu sehen. Ein Dummkopf. Einen solchen Fehler würde ich nicht machen. Während Mutter die Zolldeklarationen kritisiert und ihre Taschen in die Durchleuchtung schiebt, beobachte ich das Treiben der Zöllner neben uns und die Taschen der anderen Reisenden. Mehr als einmal hat jemand meiner Mutter vorgeschlagen, ich könne doch in meiner Tasche dies und jenes transportieren, das kleine Mädchen werde doch von niemandem verdächtigt, niemand werde die kleine Tasche eines kleinen Mädchens kontrollieren, in der sich eine Blockflöte und Fluortabletten befinden, da könnte man doch sonst was drin unterbringen. Aber Mutter willigt nicht ein.

Beim ersten Mal schiebe ich in meine Sporttasche rasch noch ein Spielzeug, einen roten Plastikhasen. Mutter hat unzählige Male gemahnt, dass nichts mitkommt, was nicht ganz dringend benötigt wird – die Taschen seien auch so schon schwer genug. Nur solche Dinge, die nach dem Grenzübertritt als Valuta taugen. Für ein Kunststoffhäschen gilt das sicherlich nicht, obwohl ich es unheimlich gern habe, und es auf die Reise mitzunehmen erfordert also einige Schläue und kleine Schliche sowie unschuldige Blicke. Auf dem Rückweg nach Finnland schiebe ich mir ein im

vorigen Jahrhundert gedrucktes baptistisches Gebetbuch unter das Hemd, das ich bei Großmutter auf dem Boden gefunden habe ... ich muss das hinkriegen, ich muss das schaffen ... Und ich lächle dasselbe Lächeln, mein sich nach innen ausbreitendes und schlaues, nach außen unschuldiges, mit dem Erwischtwerden Versteck spielendes Lächeln. Ein Kopf rollt immer, aber es darf nicht der Kopf von Anna oder von Annas Mutter sein. Das Lächeln ist dasselbe wie dann, wenn ich mich nach dem Erbrechen wieder unter die Menschen mische, nur ist es dann ein wenig matter, aber sonst dasselbe ... Es tänzelt innen und sagt ätsch!

1972

Katariina fährt mit zur alljährlichen Überprüfung der Schreibmaschinen ihrer Firma, damit der Transport nach Plan verläuft und dieselben Schreibmaschinen auch zurückkehren. Im Prüfamt wird die Anschlagspur eines jeden Typenhebels geprüft und registriert, damit die Behörden bei möglichen Straftaten – politischen oder sonstigen – wissen, wo die Schreibmaschine zu finden ist, mit der dieses oder jenes Pamphlet oder was auch immer geschrieben worden ist. Katariinas Onkel hat zwar eine Schreibmaschine aus der Vorkriegszeit, die man ihm nicht abgenommen hat, denn er tippt seine Briefe. Ansonsten aber haben Privatpersonen keine Schreibmaschinen. Wozu auch? Alles, was mit Maschine geschrieben werden muss, kann man bequem am Arbeitsplatz schreiben.

Katariina denkt an den Finnen. Der Finne hat telegraphiert, dass er in drei Tagen aus Finnland eintrifft. Ob auch in Finnland die Schreibmaschinen alljährlich überprüft werden? Das muss sie ihn fragen.

JEDEN SOMMER,

WENN wir längere Zeit bei Mutters Mutter verbrachten, fütterte Mutter sich mehrere Kilo an. Auf Arbeits- und Dolmetscherreisen bestand dafür keine Möglichkeit, vor lauter Sprechen und Dolmetschen schaffte sie es niemals, ihren Teller leer zu essen, aber auf anderen Reisen, auf kurzen und längeren, bekleidete Mutter sich reichlich mit Essen und legte es, nach Finnland zurückgekehrt, Kilo für Kilo wieder ab, bis sie fünfzig Kilo wog so wie zuvor und so wie ich jetzt.

Wir sind genau gleich groß, Mutter und ich, wir haben dieselbe Statur, dieselbe Kleidergröße, dieselben schmalen Schultern, dieselben Vogelhandgelenke und dieselbe Schuhgröße vierzig. Dieselbe Körbchengröße und denselben Kopfumfang. Vierzehn Jahre lang habe ich mich um die fünfzig Kilo herum bewegt, und ich kehre immer wieder dahin zurück, ich kehre dahin zurück, obwohl ich es nicht möchte, ich kehre dahin zurück, auch wenn ich mich gar nicht darum bemühe, mein Gewicht kehrt immer auf dasselbe Niveau zurück. Vor vierzehn Jahren war ich zu meiner vollen Größe herangewachsen, und Mutter und ich hätten dieselben Kleider tragen können, wenn unser Geschmack nicht so gegensätzlich gewesen wäre. Wir aßen nicht dasselbe Essen; auch wenn Mutter lernte, finnische Gerichte zu essen, hat sie mich niemals dazu gezwungen. Ich war mit dem Essen auch sonst so wählerisch, dass Mutter nach meinen Wünschen kochte. Immer schob sie mir Desserts und Schokoladentafeln zu, in Finnland deshalb, weil es so

wenig davon gab, in Estland aus demselben Grund, aber auch, weil ich für den typisch finnischen Winter auf Vorrat schlemmen sollte. Den finnischen Kakao lehnte ich ab, und deshalb schickte Großmutter aus Estland Kakao und Schokoladenpralinen in einem Paket, das in braunes Packpapier gewickelt war.

Aus finanziellen Gründen konnte Mutter mir in Finnland nicht so viel Schokolade und Runebergtorte kaufen, wie mein endlos nach Süßem verlangender Magen gefasst hätte, aber dort, wo sie es konnte, wollte sie mir alles geben. Außerdem litt Mutter nicht an chronischem Hunger nach Süßem, sondern aß lieber etwas Salziges und anderes Estnisches, das sie in ihrem Körper für Finnland einlagerte. Ich bekam alles Süße, einfach alles. Ganze Pralinenpackungen ... für mich ... ganze Bleche voll von diesem und jenem ... für mich ... kiloweise Bonbons Kekspackungen Torten Baisers für mich, ganz allein für mich; wie hätte ich da irgendein Maßhalten lernen sollen?

Ich habe wohl kein einziges Mal eine einzelne Banane oder Apfelsine gekauft. Es musste immer mindestens ein Kilo sein. Der Inhalt meines Einkaufswagens sieht auch heute aus wie der Wochenendbedarf einer Großfamilie. Oder so, als wollte ich mit meiner Familie für eine Woche ins Sommerhaus auf eine Insel fahren und niemand wollte während dieser Woche die Insel auch nur ein einziges Mal verlassen. Ich bin außerstande, eine Handvoll Salmiakpastillen zu kaufen, es muss ein Sackvoll sein. Oder gar nichts. Ich koche zwei Liter Sauerkrautsuppe für einen Tag und esse sie auch bestimmt im Verlauf des Tages auf. Ebenso Tomatensuppe. Ich kann diese zwei Liter nicht auf zwei, drei Tage verteilen und nicht einmal auf mehrere Mahlzeiten an einem Tag, sondern ich muss sie auf ein Mal aufessen. Oder ich esse gar nichts. Ich kann nicht nur Wimperntusche auftragen, ich muss mir die Augen vollständig schminken. Ich kann nicht nur eine einzige Zigarette paffen, sondern will Kette

rauchen. Ich kann mich nicht mit der angemessenen Menge Parfum besprühen, sondern es muss so viel sein, dass es bis in den Hausflur zu riechen ist. Ich kann nicht einmal eine Viertelstunde telefonieren, sondern es müssen fünf Stunden oder fünf Sekunden sein.

Ich bringe es nicht fertig, mit Fett zu knausern; der Tropfen tötet, und im Eimer ertrinkt man. Wenn man ein Fass aufmacht, dann richtig. Brot natürlich, Käse vom Fettesten, Orangenmarmelade, Haferkekse, Schokoladenkekse, Schokoladentafeln, Pizzas, karelische Piroggen, Ambrosia-Torte, eingefrorene Franzbrötchen, Mango-Melone-Eis ... Den Backofen an, Kaffee in den Filter, die Butter auf den Tisch, damit sie nicht zu hart ist ... Butter muss es sein, richtige, bei den Fressflashes immer nur richtige Butter ... Musik an, Telefone aus, und die Orgie kann beginnen. Am liebsten beginne ich mit Eis. Ich hab schon gelernt, dass man nicht mit Brot anfangen kann, wenn man zu viele Tage nichts gegessen hat. Nach dem Fasten bekommt man das Brot nämlich nicht heraus, selbst wenn man sich die ganze Faust in den Hals steckt. Eis ist das beste Gleitmittel, es lässt den Speisebrei perfekt aus dem Magen herausflutschen, und dann ist alles nur noch ein Tanz. Außerdem eignet sich Eis auch für saubere schnelle Fressflashes – frisch erbrochenes Eis schmeckt und duftet immer noch nach demselben Eis. Ein andermal geht es nach dem Eis mit Brot und Butter weiter, ohne Getränk, weil das Trinken zusammen mit dem Brot das Erbrechen erschwert, obwohl man meinen würde, dass es genau umgekehrt ist ... tralalalalala ... padapampampaa ... wunderbar ... eins zwei drei Brot, eins zwei drei Käse ... die Pizzas sind schon im Ofen bereit ... also die Pizza und eins zwei drei – in den Mund und in den Mund und in den Mund und die Hefeteilchen in den Ofen ...

Wie also hätte ich jemals irgendein Maß in meinen menschlichen Beziehungen erreichen können, in meinem Verhältnis zu Hukka, in der Nähe, im Bett, anderswo. Ich

kann ins Bett gehen, ohne zu lieben, und lieben, ohne ins Bett zu gehen, aber nicht lieben und ins Bett gehen. Und auch mögen kann ich nur zu sehr, daran ist nichts Aufregendes oder Romantisches, und darum wohl habe ich es gewählt, damit kein Gefühl aufkommt, damit kein einziges Gefühl die Oberfläche verletzt und damit vor allem ich selbst bestimme, ob ich jetzt sofort zwei Liter Sauerkrautsuppe esse, denn das hat nichts mit Hunger zu tun oder damit, wann ich zuletzt gegessen habe, ich weiß ja nicht einmal, wann ich Hunger habe und wann nicht. Ich bestimme, ob ich zwei Kilo Schokolade jetzt oder nie erbreche, ob ich mich mit diesem Typ jetzt oder nie heftig küsse. Aber ich weiß nicht, ob ich küssen will oder nicht, ich habe niemals einen verdorbenen Magen mit unbeherrschbarer Neigung zum Erbrechen gehabt – das ist immer meine eigene Entscheidung gewesen. Wenn ich beschließe zu küssen, dann küsse ich. Wenn ich beschließe zu essen, dann esse ich. Wenn ich beschließe zu erbrechen, dann erbreche ich.

Bei einem Fressflash vertilge ich auch die Speisen, die auf Hukka warten. Manchmal kann die Orgie mit ihnen beginnen; wenn ich mit Hukka Streit habe, räche ich mich, indem ich die für Hukka bestimmten Speisen aufesse und sie erbreche. Hukka findet das lustig, weil es so verdreht ist, aber für mich ist nichts richtiger, nichts unvermeidlicher. Ich räche mich an Hukka auf dem Umweg über das, was Hukka das Teuerste ist, also über mich. Ganz einfach. Ich habe zum Beispiel die Geburtstagstorte erbrochen, die ich für Hukka gemacht und die ich schon zu Hukka gebracht und dort in den Kühlschrank gestellt hatte. Aber dann hatten wir kleine Meinungsverschiedenheiten, und als Hukka ins Badezimmer ging, machte ich mich mit der Torte aus dem Staub und ging nach Hause. Eine Stunde später erschienen die Gäste, denen Hukka die Torte einer Meisterbäckerin wie mir schon angekündigt hatte. Ich weiß nicht, was Hukka sich als Erklärung hat einfallen lassen.

Wenn Hukka mich kränkt, braucht Hukka meine Torte nicht. Wenn Hukka meine Torte kränkt, braucht Hukka mich nicht. Entweder will Hukka uns alle beide, oder Hukka bekommt keines von beiden, und das würde Hukka doppelt ärgern, denn die besten Torten mache ich für Hukka. Und meine Mutter machte die besten für mich, für ihr Wichtigstes. Und ihre Mutter für sie. Damit Mutter von ihrer Mutter zubereitete Speisen bekam, mussten wir natürlich nach Estland fahren, und dort bei Großmutter kam dann vom Herd und aus dem Ofen in regelmäßigen Abständen alles nur mögliche Gute auf den Tisch. Großmutter war so krank, dass sie nicht nach Tallinn fahren konnte, um uns zu treffen, obwohl unsere Einladung ausschließlich für Tallinn galt und für keinen anderen Ort. Wir mussten uns heimlich aus den Grenzen Tallinns davonestehlen, aufs Land. Im Ausland ansässige Personen konnten damals – abgesehen von Touristenreisen, die nur ein paar Tage dauerten und vor allem Moskau, Leningrad, Riga und Tallinn sowie Wyborg zum Ziel hatten – nur mit Einladung in die Sowjetunion kommen. Dann war auch ein längerer Aufenthalt möglich. Ob ein Antrag auf Einladung zu einem Besuch positiv beschieden würde, war unsicher und von vielerlei Einzelheiten abhängig, die den Antragstellern unbekannt waren. Außerdem durften nur nahe Verwandte den Antrag stellen, und als solche galten Geschwister, Eltern und Kinder. Die Einladungspraxis betraf also im Ausland lebende Blutsverwandte. Später wurde das Reisen leichter, und auch Bekannte wurden in den Kreis der potenziellen Empfänger eines Auslandsvisums aufgenommen.

Aufregend waren die Reisen immer. Am besten erinnere ich mich an die Jahre, als wir zuerst in Tallinn bei Juuli, einer alten Bekannten von Mutter, übernachteten. Nach dem Wecken ging Mutter zum Taxistand und stellte sich in die Schlange. Dort konnte wer weiß wie viel Zeit vergehen,

die Taxischlangen kamen einem immer endlos vor. Endlich ertönte das Hupen des Taxis auf dem Hof, und dann machten wir uns daran, die Taschen ins Auto zu tragen. Wenn der Taxifahrer begriff, dass es sich um eine lohnende Tour handelte, half er uns beim Tragen in der Hoffnung auf ein Trinkgeld und auf ausländische Kontakte. Das war die Ausnahme. Normalerweise öffneten die Taxifahrer ihren Kunden nicht die Türen, obwohl die manchmal von außen und von innen hartnäckig klemmten, und niemals hoben die Fahrer Taschen hinein und öffneten erst recht nicht den Kofferraum. Das veranlasste Mutter, den Fahrer zu verwünschen und zu beschimpfen, was jedoch nie irgendeinen Erfolg, allerdings auch keinerlei Nachteil hatte. Der Fahrer rührte sich nicht. Als die privaten Taxis aufkamen, musste man vor dem Einsteigen immer daran denken zu fragen, ob das Taxi bereit war, auch dorthin zu fahren, wo man hinwollte. Das war nämlich keineswegs sicher. Durch das Fragen schonte man seine Nerven und seine Beine. Einfacher war es freilich, finnisch zu sprechen. Dann klappte alles, auch wenn der Fahrer nichts anderes verstanden hatte, als dass es sich bei der Kundin um eine Ausländerin handelte. Saß man erst einmal im Auto, konnte man zum Russischen übergehen, um sicherzustellen, dass man auch ans Ziel kam.

Züge und Linienbusse waren als Alternative schon allein wegen des Gepäcks ausgeschlossen, denn wir mussten alles Notwendige in Tallinn einkaufen. Auf dem Land konnten wir uns nicht nach Lust und Laune bewegen, und die Beschaffung von Waren war dort schwieriger. Die Züge wären auch zu öffentlich gewesen, dort gab es zu viele Menschen, zu viele Diebe, zu viel Aufmerksamkeit.

Natürlich war es auch zu auffällig, mit dem Taxi anzukommen, als dass es eine gute Alternative hätte sein können, Taxis aus Tallinn waren kaum auf dem Lande unterwegs, nur Kolchosautos, aber es war die einzige Alternative. Nur wenige Bekannte besaßen ein Auto, und Mutter vertraute

auch diesen wenigen nicht in dem Maße, dass sie sie gebeten hätte, uns aufs Land zu bringen. Keine Bestechung hätte ausgereicht – immer hätten diese Bekannten noch etwas mehr verlangt. Außerdem war es vollkommen unnötig, dass auch nur eine einzige Person unseren genauen Aufenthaltsort kannte. Am sichersten und einfachsten war es also, ein Taxi zu nehmen und dem Fahrer ein ordentliches Trinkgeld zu geben, das heißt, das Doppelte des Fahrpreises. Dann half er, Taschen und Tüten auszuladen und auf dem Hof der Großmutter zu einem Stapel aufzuschichten, und versprach, uns am vereinbarten Tag wieder zurück nach Tallinn zu bringen, und er forderte Mutter auf, auch später in jeder beliebigen Angelegenheit einfach Kontakt zu ihm aufzunehmen. Die Begeisterung über diesen Westkontakt war seiner Miene anzusehen.

Das war Annas ureigene Welt.

Annas Welt ist die, in der Annas Mutter glücklich ist.

An den Orten der Glückseligkeit tragen alle Frauen Röcke. Deshalb vertauscht Anna die Hosen gegen Rock oder Kleid, sobald sie aus der Schule nach Hause kommt. Weil sie sich im Rock wohler fühlt. In den Achtzigerjahren tragen die finnischen Frauen keine Röcke, auch nicht die Mädchen in der Schule, und deshalb muss Anna sich auch in Finnland als Finnin verkleiden, sich einfügen, indem sie Jeans anzieht, obwohl sie es in Wirklichkeit nicht möchte. Einmal zieht Anna ihr Hauskleid an, als sie in den Kindergarten geht, und die Tante fragt sofort, ob Anna Geburtstag habe, weil sie so hübsch angezogen sei.

Auch an den Orten der Glückseligkeit soll Anna in der Öffentlichkeit Hosen tragen, aber aus einem anderen Grund, nämlich um sich zu unterscheiden, um als Ausländerin zu gelten. Ein Kleid ist nur dann angebracht, wenn es in genügendem Maße wie *Importware* aussieht. So etwas ist der Jeansrock. Aber zu kurz und zu schmal darf er nicht sein, weil die einheimischen Mädchen diese Modelle bevor-

zugen. Und ein solches Modell würde Anna lieber tragen, es ist so unglaublich schön, aber in der Öffentlichkeit ist das erst fünfzehn Jahre später möglich, als die estnischen Teenie-Mädchen zu ebensolchen Hüfthosen mit Stretch übergegangen sind wie ihre Altersgenossinnen in Helsinki und der Ort der Glückseligkeit, Annas ureigene Welt, nur noch in der Erinnerung besteht.

Das ist nicht fair. Dass man öffentlich nirgendwo einen Rock tragen darf, obwohl Anna sich darin wohlfühlt. Das gefällt ihr überhaupt nicht.

Auch die Mutter verzichtet in Finnland auf Röcke, nachdem sie bemerkt hat, wie die Kinder ihre Röcke anstarrten und die Mütter ihren Kindern erklären mussten, was es mit so einem seltsamen Stück Stoff auf sich habe. Auch an den Orten der Glückseligkeit kann die Mutter nicht öffentlich einen Rock tragen, weil auch sie wie eine Ausländerin aussehen muss.

Einen Rock trägt man dort, wo man sich gut und leicht fühlt, wo man am allerliebsten ist ... Wo es Kopfsteinpflaster, Sonne und Gelächter gibt trotz des Fluchens und der Schlangen. Reifende Kirschen und Fliederwälder. Verfallende Gutshöfe und Windmühlen, Schilfdächer mit Moos darauf, verbeulte Aluminiumtöpfe auf Pfannenuntersetzern, die nach Wacholder duften, und vom Wetter grau gegerbte Milchbühnen am Ende von Eschenalleen.

Mutter, Mutter, lass uns zurückgehen.

1976

Katariina gibt zu, dass sie Weihnachten in der Kirche war. Die Stille, die von diesem Satz erzeugt wird, ist angefüllt mit Blicken, alle auf sie gerichtet. Wie kann sie es wagen. Wie kann sie es auch nur wollen. Heute ist der erste Weihnachtstag, und bei der Arbeit geht es vielleicht etwas leichtfüßiger zu, aber sonst ist es genauso wie an anderen Arbeitstagen. Jemand hat die Idee, dass Katariina nur einen Witz erzählt hat, und fängt an zu lachen, und alle stimmen schnell ein, um den ersten Lacher einzuholen, um nicht dümmer zu wirken und um sicherzugehen, dass die anderen wissen, wie komisch und prachtvoll sie Katariinas Witz finden.

Der Finne ist zu Weihnachten nach Finnland gefahren. Auch Katariina wäre gern zu ihren Eltern gefahren, kann es aber nicht, weil sie sowohl am Heiligabend, am ersten und auch am zweiten Weihnachtstag arbeiten muss, und Busse und Züge fahren nicht so häufig, dass sie es nach Tallinn zurück schaffen würde. Wie soll man Weihnachten feiern, wenn man genauso wie an gewöhnlichen Tagen am Arbeitsplatz und in der Schule sein muss? Und so sind die Weihnachtstage denn auch gewöhnliche Tage. An die Stelle der alten Feiertage sind neue getreten, an ganz anderen Tagen und aus völlig anderen Gründen. Katariina möchte ihr Weihnachten zurückhaben. Katariina möchte ein Recht auf Weihnachten haben. Auf die neuen Nachthemden, die man zu Weihnachten bekommt, und auf die Weihnachtslieder. Auf einen Weihnachtsbaum, Kerzen und darauf, dass man zu Hause sein darf.

WENN ICH

ALLEIN bei mir zu Hause in Helsinki bin, suche ich das estnische Fernsehen und lasse es laufen, auch wenn kein Bild zu sehen ist, der Ton genügt mir. Wenn Hukka bei mir ist, mache ich das natürlich nicht, ich müsste dann begründen, warum ich ETV an habe, und dazu möchte ich Hukka nichts erklären und keine Fragen beantworten, auch wenn ich es könnte.

Mutter hat mit mir kein Wort Estnisch gesprochen, nicht einmal aus Versehen. Kein einziges Wort an mich rutscht ihr heraus, auch wenn sie sonst manchmal finnisch und estnisch durcheinander spricht. Wenn sie mit anderen estnisch spricht oder die Leute ringsum estnisch sprechen, unterbricht sie deren Redefluss, stoppt das ganze Gespräch und fragt mich immer ausdrücklich, ob ich verstanden habe, sie fragt mich jahraus, jahrein und immer von Neuem, obwohl Estnisch meine zweite Muttersprache ist und ich sie trotz des Widerstands meiner Mutter gelernt habe, von allein, ich hatte mir die sterbende Sprache angeeignet und war nicht bereit, darauf zu verzichten, obwohl Mutter mir, wenn wir nach Finnland kamen, für jedes estnische Wort eine tadelnde Kopfnuss gab oder mir das Haar zauste, wenn es niemand sah. *Mä kyllä tahaksin.* Ein Schlag. *Pianoläksyt oskasin hyvin.* Ein Klaps. *Syön yhden õunan.* Eine Ohrfeige. Am schwierigsten ist es unmittelbar nach den Estlandreisen, wenn ich in der estnischen Sprache gelebt und sie so lange gehört habe. Ich beginne, bewusst zu sprechen, denke zuerst nach und äußere mich dann. Schließlich höre ich ganz

auf, in Estland estnisch zu sprechen, dazu braucht es nicht viele Jahre, und so höre ich auf, die Sprachen zu vermischen. Aber manchmal denke ich auf Estnisch, und ich höre nicht auf, Estnisch zu verstehen, was Mutter mir nicht glaubt. Als Mutter zehn Jahre lang von mir kein Wort Estnisch gehört hat, bespricht sie die Dinge mit den Esten auf Estnisch und anschließend mit mir auf Finnisch, und wenn es um Dinge geht, die nicht für meine Ohren bestimmt sind, lässt sie die Übersetzung ins Finnische weg und bildet sich ein, ich hätte nichts verstanden. Ich lasse sie in dem Glauben und stelle mich dumm, und so bekomme ich viele lustige Geschichten zu hören, über mich und andere.

Wenn in Estland Gäste kommen und ich schweige, weil ich nicht estnisch sprechen darf und es scheußlich finde, finnisch zu sprechen, wenn es nun einmal so ist, dass nur Mutter das versteht, wird Mutter gefragt, ob ich Estnisch spreche. Manchmal fragen die Leute auch mich selbst, aber Mutter antwortet für mich: Nein. Sie erklärt das mit der Vermischung der Sprachen und mit ihrer Ähnlichkeit. Dass es in Finnland so schrecklich sei, wenn ich im Sandkasten etwas auf Estnisch sage. Dass sie ihr Kind nicht als russisch brandmarken wolle, das in Finnland immer als *Ryssä* beschimpft würde, selbst wenn man es zusammen mit dem Weihnachtsschinken briere und mit Senf aus Turku servierte. In Finnland empfehle es sich nicht, mit seiner estnischen Herkunft zu prahlen. Und dann erzählt sie, was geschah, nachdem wir ein ganzes Jahr in Tallinn verbracht hatten. Obwohl ich in Tallinn mit Mutter nur finnisch gesprochen hatte, vergaß ich nach unserer Heimkehr in Finnland das Finnische vollkommen. Als wir durch den finnischen Zoll durch waren, fing ich an, estnisch zu sprechen. Eine solche Situation würde Mutter kein zweites Mal zulassen.

Mutters Tante sagt geradeheraus, dass ihr Mutters Sprachpolitik nicht behagte, aber die anderen lächeln nur, obwohl sie befremdet dreinschauen und nicht verstehen, warum

Mutter ihr Kind in Finnland nicht als Estin brandmarken will. Die anderen verlieren kein böses Wort, weil sie ihren ausländischen Kontakt nicht gefährden wollen. Aber niemand glaubt es, als Mutter erzählt, dass der Finne den Esten für einen Russen hält, für einen Russen unter Russen. Damit hat Mutter freilich recht. Für die Finnen waren die Esten Russen. Lange Zeit. Ein großer Teil der finnischen Schüler hörte von der Existenz der Esten erst zu dem Zeitpunkt, als in der Schule die mit den Finnen verwandten Völker aufgezählt wurden. Dann staunten sie und johlten, dass fünf-undachtzig Kilometer von Helsinki entfernt ein Volk lebte, von dem sie nichts gewusst hatten. Natürlich fuhren die linksgerichteten Familien mit ihren Kindern nach Tallinn, Sotschi und Leningrad, aber für die anderen hätten diese Städte sich ebenso gut am Meeresgrund oder im Inneren des Mondes befinden können.

Wenn in Finnland zufällig jemand von meinen estnischen Wurzeln erfuhr, kam immer als Erstes die Frage, ob ich Russisch könne, ob ich als Kind mit russischen Kindern gespielt habe und was für Spiele wir spielten. Was hat das, um alles in der Welt, mit meiner estnischen Herkunft zu tun? Warum fragte niemand, ob ich mit Esten gespielt habe? Ich denke doch auch nicht, dass jeder Finne Sámi oder Schwedisch sprechen kann. Diese Fragen waren unbegreiflich; als jemand, der nach den Estlandreisen halbwegs Estnisch sprach, war ich doch in Estland ein noch bunterer Vogel als in Finnland. Und warum hätte ich mit russischen Kindern spielen sollen, wenn unsere Verwandten und Bekannten Esten waren? Niemand aus unserer Familie sprach russisch oder brachte irgendwohin russische Bekannte mit, denn es gab keine. Es wäre vollkommen abartig gewesen, wenn Mutter in Estland zu Hause russisch gesprochen hätte, oder sonst jemand von den Menschen, die ich kannte. Außerdem hätte Mutter mir niemals Russisch beigebracht oder mich auch nur Russisch lernen lassen, noch weniger als Estnisch,

obwohl sie es nicht vermocht hat, mich vor spassiba, pashálujsta, charaschó und nitschewó zu schützen. Ládna ...

Allerdings fragten in Estland aus irgendeinem Grund auch die Russen, mit denen wir zu tun hatten, Behördenvertreter oder Taxifahrer, Mutter immer gleich als Erstes, wenn sie mich sahen, ob ich Russisch spreche. Zwar fragten sie manchmal auch, ob ich Estnisch spreche, aber das war eine Art Nebenbemerkung, keine richtige Frage wie die nach meinen Russischkenntnissen. Mutter wurde jedes Mal böse. Auf dem Rücksitz des gelben Wolga. Auf den grünen Plüschstühlen bei der Registrierung der Pässe. Auf den mit rotem Kunststoff bezogenen Stühlen im Wartezimmer. Unter dem Bild einer führenden Persönlichkeit der Partei. Ihr Ärger war offenkundig, obwohl sie nur mit einem einzigen verneinenden, an den Milizionär oder den Taxifahrer gerichteten Wort antwortete, deren Gesichter das Lächeln des Vaters aller Völker lächelten.

Die Angehörigen finnischer roter Familien dagegen konnten nicht begreifen, wieso ich nicht Russisch sprach. Die Begeisterung auf ihren Gesichtern, wenn sie erfuhren, dass Mutter Estin war! Ja, der Fanatismus. Jetzt, mehr als zehn Jahre später, wird mir klar, dass sie annahmen, Mutter und ich teilten die offiziellen politischen Auffassungen Sowjet-Estlands, daher all die befremdlichen Fragen und der erstaunliche Eifer. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass Sowjet-Estland für uns nicht Teil des ersten sozialistischen Staates der Welt war, ein Beispiel, dem die ganze Welt folgen sollte. Dass die im Radio zu hörenden Hurra-Rufe beim Anschluss Estlands an die Sowjetunion nur so lange dauerten, bis das Zeichen gegeben wurde, sie zu beenden, dass die Beifallrufe nicht spontan waren, sondern in einem Drehbuch genau festgelegt und nach diesem Drehbuch ausgebracht worden waren. Dass alle Freude und alles Gute in der Sowjetunion genau diesem Schema folgten.

Sie verstanden nicht, dass meine kleine, tapfere baltische



Sofi Oksanen

Stalins Kühe

Roman

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74364-3

btb

Erscheinungstermin: Februar 2014

Der erste Roman der finnischen Bestsellerautorin – erstmals im Taschenbuch!

Anna hat alles im Griff. Sie dient einer »Herrin«, der Bulimie, denn es gibt nichts Wichtigeres für sie, als einen vollkommenen Körper zu besitzen und unangreifbar zu sein. Annas Eltern trennen sich, als ihre Mutter Katariina herausfindet, dass ihr Mann sie betrügt. Sie, die Estin, verleugnet ihre Herkunft, weil sie weiß, welch schlechtes Ansehen Estinnen in Finnland haben – sie gelten als russische Huren, die es geschafft haben, durch Heirat nach Finnland zu entkommen. Aus Angst, dass ihrer Tochter die gleiche Verachtung zuteil wird wie ihr, darf diese die Sprache nicht lernen und keinem sagen, woher die Mutter stammt. Während Anna lernen muss, dass sie wirklich krank ist, erfährt der Leser die Hintergründe der Familiengeschichte, Ursache für Annas Leiden, die bis in die Zeit der Besetzung Estlands nach dem Zweiten Weltkrieg zurückreicht.